

Auf der Walz als Handwerksbursche

Autor(en): **Schmid-Sulzer, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **67 (1993)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf der Walz als Handwerksbursche

Robert Schmid-Sulzer, 1877–1954

Robert Schmid (1877–1954)

Robert Schmid, Bürger von Ramsen SH, wuchs als Kind armer Leute in Rielasingen bei Singen auf. Nach seinen Lehr- und Wanderjahren erwarb er in Laufenburg eine kleine Zimmerei, die er trotz der Krisenjahre zu einem respektablen Betrieb ausbaute. Seine eigentliche Spezialität waren hohe Kirchturmgerüste, doch die Not weckte auch seinen Erfindungsgeist: Während des 1. Weltkrieges entwickelte er tragbare Munitionskisten für die französische Armee, eine spätere Erfindung waren zusammenlegbare

Bänke und Tische für Festanlässe. Bald meldete er ein neues Patent an für transportable Büro-, Bau- und Wohnbaracken, deren Wandungen in Form von Tafeln gezimmert wurden, per Lastwagen oder Bahn verfrachtet und ohne einen Nagelschlag zusammengefügt und aufgestellt werden konnten. Da keine der Töchter das Geschäft übernehmen wollte, verkaufte das Ehepaar Schmid-Sulzer den Betrieb mitsamt dem Barackenpatent an die Firma Erne AG in Laufenburg, die in den Nachkriegsjahren das Patent weiterentwickelte und heute auf dem Gebiet des Baracken- und Containerbaus eine führende Stellung behauptet.

Robert Schmid hat seine Erinnerungen an seine Wanderjahre in einer farbigen, kräftigen Sprache aufgeschrieben, die wir hier mit der freundlichen Erlaubnis seiner Tochter, Hedwig Rebmann-Schmid, auszugsweise wiedergeben.

*Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Zeit.
Goethe*



Gerüst von Robert Schmid an der Kirche von Radolfzell (Deutschland)

Auch die Lehrzeit, die ich in Schaffhausen machte, ging schliesslich vorüber. Mit viel Stolz konnte ich nicht gerade auf sie zurücksehen. Sie war für mich ebenso beengend gewesen wie der Schulunterricht im heimatlichen Dorf Rielasingen bei Singen a.H. Die Freizeit war mir immer am liebsten, für das Spielen und Raufen in den heimatlichen Gassen ebensogut geeignet, wie für lustige Streiche im schönen Schaffhausen. In der Schule hat mir einmal ein Lehrer gesagt,

dass ich der Dümme sei und aus mir einmal nur ein Handwerksbursche werde. Ich bildete mir lange nachher noch ein, dass dies wahr sein müsse und wohl immer so sein werde. Meine Fähigkeiten zu wecken, hat damals niemand verstanden.

Am 4. April 1896, genau drei Jahre nach dem Antritt der Lehre, fuhr ich nach Hause, um sofort mein Bündel zu schnüren. Schon zwei Tage später war ich reisefertig. Als ich beim Abschied von meiner Mutter gefragt wurde, ob ich auch genügend Reisegeld hätte, bejahte ich es. Ich wollte es ihr nicht eingestehen, dass bei der Abschiedsfeier in Schaffhausen fast der Rest meines an sich schon erbärmlichen Zehrpennigs daraufgegangen war. Zum Glück gab mir meine Mutter doch noch 5 Franken, und mein Vater löste mir die Fahrkarte nach Zürich. In froher Stimmung und mit der ernstlichen Absicht, den in Schaffhausen angewöhnten Lumpereien ein Ende zu machen, fuhr ich in einen hellen Frühlingmorgen hinein.

Schon im nahen *Emmishofen* stieg ein früherer Spetzel, der Sohn eines Metzgermeisters aus Schaffhausen, zu mir in den Zug. Seine erste Frage war, ob ich mit «Kies» genügend versorgt sei. Als ich dies verneinte, gestand er, dass es auch ihm am nötigen Kleingeld mangle, dass er aber beabsichtige, eine alte Tante in Zürich abzuknöpfen. In Zürich verabredeten wir miteinander, dass ich in einer mir bekanntgegebenen Wirtschaft auf ihn warten werde. Obwohl ich dies versprochen hatte, zog ich es vor, meine eigenen Wege zu gehen. Der Schlendrian von Schaffhausen war mir noch allzu sehr in Erinnerung. Eine Wiederholung desselben liessen meine 9 Franken, mit denen ich in Zürich ankam, schon gar nicht zu.

Mit dem Rössliträm fuhr ich am ersten Tag nach allen Richtungen, besah mir all die hübschen Kirchen und sehenswerten Gebäulichkeiten und hatte meine helle Freude an dem schönen Zürichsee. Trotzdem die weissen Firnspitzen in der abendlichen Sonne herüberglänzten und zum Besuch einluden, blieb ich in Zürich. Am zweiten Tag sah ich mich nach Arbeit um. Bald hatte ich sie auch gefunden. Mein Meister frug mich, ob ich auf dem «Abbund» oder beim Aufrichten arbeiten wolle. Da das Aufrichten stets meine Lieblingsbeschäftigung war, zog ich dieses vor.

Zwei Monate lang gediehen ich und die Arbeit bei einem Lohn von 48 Rappen. Obwohl ein Jahr vor meinem Eintritt durch Streik ein Minimallohn von 50 Rappen erkämpft worden war, sollten wir ganz jungen «Schnufer» – wir waren deren vier – mit 2 Rappen weniger zufrieden sein. Unsere Forderung auf 50 Rappen wurde abgelehnt, Grund genug für uns, das Weite zu suchen. Nach der Lohnauszahlung rief mich der Meister nochmals zu sich. Er empfahl mir, in meinem späteren Leben Lohnerhöhung immer für mich allein zu fordern, ein Rat, der mir erst später voll bewusst wurde.

Im Oktober war ich schon beim dritten Meister. Unter der Leitung des Poliers König hatte ich jeden Sonntagmorgen Unterricht im Aufreissen.

Während meines ersten Zürcher Aufenthaltes ward die Fremdenkontrolle in Zürich nicht besonders gut gehandhabt. Am wenigsten den vielen Italienern gegenüber, die damals zu Tausenden ins Land kamen. Dadurch entstand in Zürich ein Zustand der Unsicherheit; Schlägereien, Diebstähle, Raub und Mord waren damals keine seltenen Begebenheiten. Da die Vorstellungen der bür-

gerlichen Parteien bei den Behörden ergebnislos verliefen, bildete sich eine Art Selbstschutz.

An einem Samstagabend ging die Kunde durch die Stadt, dass im Industriequartier einer von Italienern erstochen worden sei. Insbesondere in Aussersihl erfasste die Bevölkerung darob eine grosse Erregung. Zu gleicher Zeit machten einige Italiener in einer Wirtschaft Krach. Der Wirt alarmierte die Turner in der nahgelegenen Turnhalle, die mit vielen anderen heranstürmten und die Italiener nach üblicher Schweizer Art verprügelten. Alles kam derart in Aufruhr, dass man mit Recht von einer kleinen Revolution sprechen konnte. Die berechnete Volkswut hatte sich entladen. Als es ernst wurde, nahm die Polizei Reissaus. Daraufhin ging der Tumult erst recht los. Es blieb nicht beim Verprügeln einiger Italiener. Man stürmte vielmehr die zahlreichen italienischen Wirtschaften und schlug alles kurz und klein. Das Strassenpflaster wurde mancherorts aufgerissen, und mit den Steinen wurden die verbarrikadierten Türen der italienischen Häuser eingeworfen. Als man etwa 15 Wirtschaften vollständig demoliert hatte, baute man nach Pariser Muster Barrikaden zum Schutz gegen die erwartete Polizei und das Militär. Den ganzen Sonntag über waren die Revolutionäre Herren der Lage innerhalb des Aufstandsgebietes. Am darauffolgenden Montag wurde nirgends gearbeitet. 10 000 bis 11 000 Italiener hatten sich in der Not auf den nahen Zürichberg geflüchtet. Als man dem wütenden Volk noch Rekruten entgegenführte, stieg die Entrüstung auf das äusserste. Am Dienstagabend sollten die Kasernen belagert werden; die Militärstreifen wurden entwaffnet und ohne Käppi in die Kaserne zurückgejagt. Die Käppis wanderten in die nahe Sihl. Als

ein Offizier die Leute zur Ruhe mahnte, wurde er mit Steinen beworfen. Sämtliche Kasernenfenster wurden eingeworfen.

Doch die Bewegung, die ich aus nächster Nähe miterlebte, ohne mich daran zu beteiligen, brach aber bald in sich zusammen. Die Besinnung war bei einem grossen Teil der Bevölkerung wiedergekehrt; man fand sich nicht mehr bereit, die Kampfgelüste einzelner Hetzer und Abenteurer zu unterstützen.

Die Wanderlust liess sich nicht mehr unterdrücken, obwohl der Winter bereits vor der Türe stand. Meinen Kameraden Bächler, einen alten, vielgereisten Bayer, hielt es in den engen Gassen der Stadt nicht mehr länger. Diesmal fasste ihn die Sehnsucht nach dem schönen Berner Oberland. Ich zog natürlich mit ihm. Schon auf dem Albis wehte uns ein eisiger Wind um die Ohren; es war inzwischen Mitte Oktober geworden.

Mit dem «Berliner» auf dem Rücken und dem «Stänz» in der Hand zogen wir, unser Dasein durch ehrlichen Bettel fristend, über Zug und Luzern dem Brünig zu. In *Alpnachstad* wurde damals gerade das Verwaltungsgebäude der Pilatusbahn gebaut. Als wir vorüberzogen, rief man uns zu, dass noch zwei Mann unterkommen könnten. Anderntags fingen wir an. Die Gesellschaft hatte sich mit uns auf 18 Mann erhöht, von denen nach meiner heutigen Auffassung schon die Hälfte zuviel gewesen war. Kein Wunder, dass sehr wenig gearbeitet wurde. Um so mehr sprach die aus 14 Norddeutschen, einem Württemberger, einem Graubündner, einem Bayer und mir zusammengesetzte Belegschaft dem überreichlich vorhandenen Essen zu. Auch mag die Bevölkerung von Alpnachstad an dem Radau, den wir täglich verursachten, ihre helle Freude gehabt haben. Allabendlich

hatten wir grossen Kommers. Bei fröhlichem Gesang, Klatschen und Trudeln wurde sonst noch allerhand Unfug getrieben. So hängten wir eines Abends aus reinem Übermut ein Plakat mit der Aufschrift «Zum hungrigen Löwen», mit ein paar Schüblingen und Kartoffeln geziert, hoch oben aus dem Erkerfenster unseres Hotels. Die unerwartete Folge war, dass uns der Hotelier die Wohnung sofort kündigte. Da uns aber im ganzen Dorf niemand aufnehmen wollte, musste der Meister beim Wirt anhalten, dass wir bleiben durften. Für jeden von uns musste er aber einen Franken mehr bezahlen.

An einem hellen Sonntagmorgen im Dezember rüstete ich mich mit weiteren sieben Kollegen zum *Aufstieg auf den Pilatus*. Unsere Wandergesellschaft wurde, je weiter wir anstiegen, immer kleiner, denn das Bergsteigen war den meisten bald entleidet. In Gruppen zu Zweien verliessen sie uns nach und nach, um nach Alpnachstad zurückzukehren. Schliesslich waren der Württemberger, ein verwegener Bursche, und ich allein übrig geblieben. Diesen Württemberger kannte ich, wie oben erwähnt, schon von Zürich her. Damals sollte er als Deserteur 1500 Franken hinterlegen. Statt dessen vertrank er mit uns in kurzer Zeit den ganzen Betrag, weshalb sein Vater es beim zweiten Male vorzog, das Geld bei der Zürcher Fremdenpolizei selbst einzubehalten.

Unsere Absicht stand fest: Wir wollten und mussten den Gipfel erreichen. Mit vieler Mühe kamen wir schliesslich an den Tunnel unterhalb der sogenannten Eselswand. Da derselbe fast zugeschnitten war, trugen wir uns zuerst mit der Absicht, im Tunnel zu übernachten. Die obere Öffnung war jedoch freigeblieben, so dass wir wohl oder übel doch weiter-

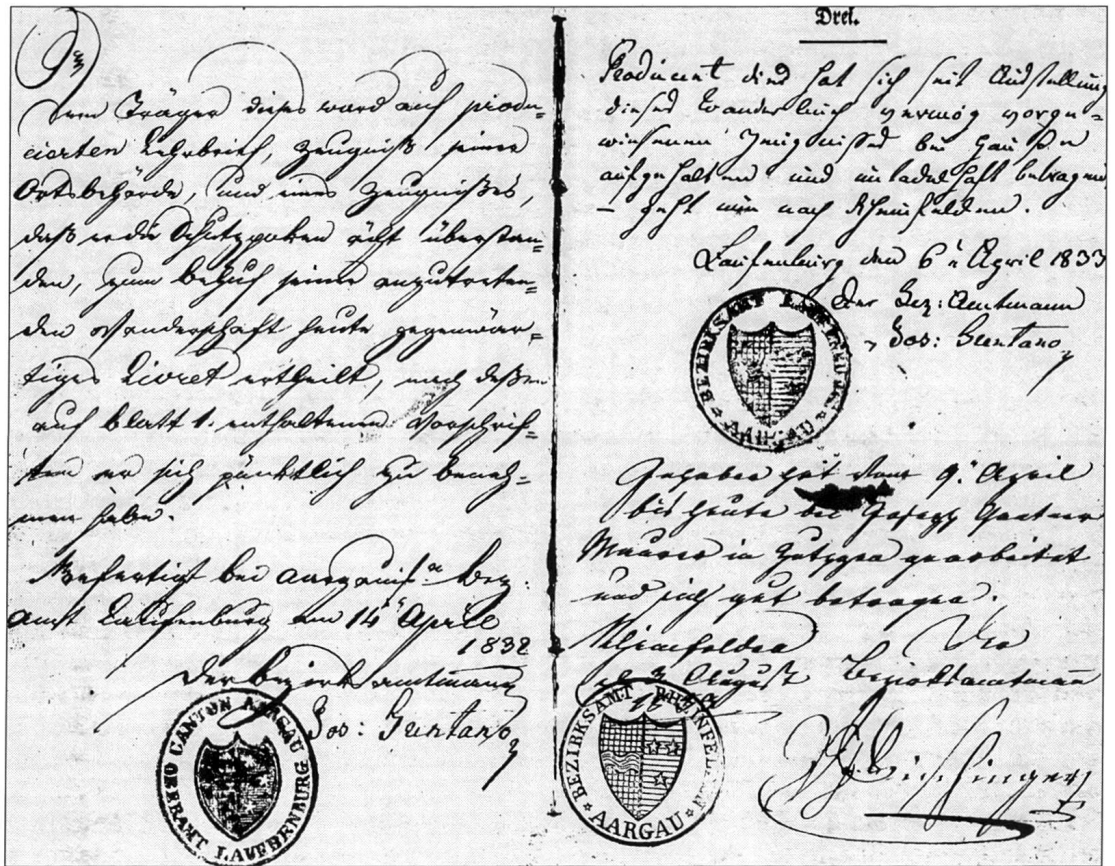
ziehen mussten. Der Anstieg in der nun anbrechenden Dunkelheit war wenig angenehm. Die grimmige Kälte hatte uns schon arg mitgespielt. An den Händen waren wir bereits gefühllos, und es war ein Glück, dass die von unseren Kollegen telephonisch verständigten Leute auf der Hochwarte mit Hund und Laternen uns aufsuchten. Oben angekommen, musste man uns die Schuhe ausziehen, wir waren es nicht mehr fähig.

In den frühesten Morgenstunden wurden wir von den Wächtern geweckt, damit wir die selten schöne Aussicht geniessen und die herrliche Welt um uns bewundern könnten. Im hellen Licht der ersten Sonnenstrahlen grüssten sechzehn Seen zu uns herauf. Die Wächter erzählten uns noch, dass man bei besonders klarem Wetter mit blosser Auge am weiten Horizont das Strassburger Münster sehen könne. Unsere darauf verwendete Mühe lohnte sich jedoch nicht.

Beim Abstieg begleitete uns ein Wächter. Er zeigte uns eine Schneerinne, in der man ohne Gefahr etwa einen Kilometer weit hinuntergleiten konnte. Wir spreizten die Beine, nahmen je einen Stock als Bremse zwischen sie und fuhren los. Der Württemberger zuerst. Schon bald schlug er einen Purzelbaum und fuhr dann auf dem Hintern zu Tal. Ich folgte ihm auf dem Rücken nach. Als wir unten ankamen, waren unsere Kleider schrecklich zugerichtet. Der hartgefrorene Schnee hatte den doppelten Hosenboden meines Kameraden völlig zerfetzt.

Da uns die Entlassung nach dem Aufrichten des Baues sicher war, gründeten wir eine gemeinsame Reisekasse. Ich, als einziger Inhaber eines Koffers, wurde zum Kassier bestimmt, und schon nach kurzer Zeit hatte ich den ansehnlichen Betrag von 280 Franken zu verwalten.

Originalschrift aus dem Wanderbuch der Ober-Polizei des Kantons Aargau



Abschrift:

Dem Träger dieses ward auf producierten Lehrbrief, Zeugniß seiner Ortsbehörde, und eines Zeugnißes, daß er die Schutzpocken ächt überstanden, zum Behuf seiner anzutretenden Wanderschaft heute gegenwärtiges Livret ertheilt, nach dessen auf Blatt 1 enthaltenen Vorschriften er sich pünktlich zu benehmen habe.

Gefertigt bei Aargauisch. Bez:
Amt Laufenburg am 14. April

1832

Der Bezirksammann
Jos: Brentano

Producent dies hat sich seit Ausstellung dieses Wanderbuch vermög vorgewiesenen Zeugnißes bei Hause aufgehhalten und untadelhaft betragen, — geht nun nach Rheinfelden.

Laufenburg den 6. April 1833

Der Bez: Amtmann
Jos: Brentano

Inhaber hat vom 9. April bis heute bei Joseph Gartner Maurer in Zutzgen gearbeitet und sich gut betragen.

Rheinfelden d. 3. August 1833
Der Bezirksammann
J. Fischinger

Wenige Zeit später erklärte uns der Meister – einen Polier hatten wir nicht – dass ein paar Leute nach *Buochs* gehen müssten, um bei Verwandten Arbeiten auszuführen, so auch eine Treppe zu machen. Als sich keiner freiwillig meldete, schämte ich mich so sehr, dass ich hervortrat. Vom Treppenmachen hatte ich jedoch keinen Dunst, denn bei meinem Lehrmeister, der das erste Geschäft des Kantons besass, bot sich für keinen Lehrjungen Gelegenheit, auch nur für ein paar Tage in der Werkstatt zu arbeiten. Als Arbeitsgenossen wählte ich mir Bächler, den Bayer, und den Graubündner, der sich mit besonderer Vorliebe der Zauberkunst widmete.

Der Bayer trennte sich schon in *Alpnachstad* von uns, um auf den Bauernhöfen zu fechten. In *Stansstad* trat er mit viereinhalb Franken Einnahme wieder zu uns. In der Wirtschaft zeigte unser Graubündner den Gästen seine Künste und schlug damit für uns alle die Zeche heraus. Auch in *Stans* kamen wir an der Wirtschaft nicht vorbei. Wir zechten, sangen und tranken solange, bis ich gezwungen war, meine Uhr zu versetzen. Spät in der Nacht kamen wir in rosiger Stimmung nach *Buochs*.

Bei achtstündiger Arbeitszeit gefiel es uns hier ausgezeichnet. Das Essen war sehr gut und überreichlich. Es gab sogar «Znüni» und «Zobig». An jedem Abend ging es ins Wirtshaus. Der Zauberer musste mit seiner Kunst das Taschengeld verdienen, im übrigen sorgte der Bayer mit seinen Sprüchen, Schuhplatteln und Schnaderhüpfeln für die nötige Stimmung. Um noch besser mittun zu können, liess jeder aus der gemeinsamen Reisekasse 10 Franken kommen.

Es ist so leicht verständlich, dass wir stets spät nach Hause kamen. Und es möchte wirklich auch nie leise zugegan-

gen sein. Der Bayer hatte noch das Pech, beim Grossvater der Familie schlafen zu müssen. Da es wieder einmal spät geworden war, liess es der Grossvater an den nötigen Schmähreden nicht fehlen. Als er uns zum Schluss noch zurief: «Ihr Saubande, wend nu fresse und suffe und nit schaffe!» hatte er an unser vielleicht übertriebenes Ehrgefühl und Selbstbewusstsein nicht gedacht. Zum mindesten traf das letztere nicht zu, Grund genug für uns, die Wohnung aufzukünden und ganz ins Gasthaus zu ziehen. Im Wirtshaus ging es nun erst recht toll zu. Dank unserer Künste benötigten wir jedoch nicht sonderlich viel Geld, so dass ich auf dem Rückweg in *Stans* meine versetzte Uhr sogar noch einlösen konnte.

Wir trafen in *Alpnach* gerade ein, als alle zurückgebliebenen Kollegen wegen verübtem groben Unfug ausbezahlt wurden. Wir stellten uns ebenfalls in die Reihe und empfingen unseren Lohn, ohne über unsere Tätigkeit in *Buochs* gefragt worden zu sein. Mit viel *Radau* zog die ganze Bande nach *Luzern* und zerstob dort nach allen Richtungen.

Nur Bächler, der Bayer, war bei mir geblieben. Als wir eben im Begriff standen, *Luzern* von neuem den Rücken zu kehren, rief uns ein Mann an und frug uns, ob wir Zimmerleute seien. Als wir ihm dies bestätigt hatten, händigte er uns das Fahrgeld nach *Gisikon* ein, mit dem Auftrag, uns bei seiner Frau zu melden. Dort angekommen, stellte uns die Meistersfrau einen zünftigen «Zobig» auf. Nachdem wir uns genug gütlich getan hatten, frug ich die Meisterin nach der Werkstatt. Sie wies uns nach einer alten Bude, die mit einer richtigen Zimmerwerkstätte nichts gemein hatte. Als wir noch feststellten, dass nicht einmal genügend Werkzeug für uns vorhanden war, und die Gesellen der benachbarten

Der Träger dieses Wanderbuchs hat folgende Vorschriften zu beobachten:

1. Da das Wanderbuch den Handwerksgefallen über das Wo und Wie er seine Wanderzeit zugebracht, rechtfertigt, so wird derselbe erinnert, solches sorgsam zu bewahren.
2. Der Gesell hat sein Wanderbuch jedem Polizeiposten, und jeder Orts-Polizeibehörde, wo er durchreiset, vorzuzeigen, und die Visirung gehörig nachzusehen.
3. Das Wanderbuch muß in seiner Richtigkeit und Vollständigkeit erhalten werden. Es darf daher in demselben weder etwas radirt noch korrigirt, weder ausgestrichen noch herausgerissen sein. Die Visa der Polizeibehörden, so wie die Arbeits- und Aufführungs-Bescheinigungen, sollen sich aneinander anschließen, daß kein Raum dazwischen unbenutzt gelassen bleibt.
4. Nur solchen Arbeits- und Aufführungs-Bescheinigungen wird Glauben beigegeben, welche durch amtliche Unterschriften und Siegel bestätigt sind.
5. Wenn diese Erfordernisse dem Wanderbuche abgehen, ohne es befriedigend entschuldigen zu können, oder wenn ohne wichtige Verhinderungsgründe, wie z. B. glaubwürdig bezugte Krankheit, ein mehr als vierteljähriger Arbeitsstillstand sich hieraus erzeigt, so wird dem Gesellen das Wanderbuch abgenommen, und er als ein Müßiggänger und Landläufer mit einem amtlichen Kaufpasse auf dem nächsten Wege in seine Heimath gewiesen werden.

In Folge Regierungs-Verordnung d. d. Aarau den 22. März, und in Vollziehung gesetzt den 1. Mai 1813.
Aarau den 16. Januar 1842.

Im Namen der Kantonal-Ober-Polizei:

Der Ober-Polizei-Sekretär,



E. H. Schenker

Originalschrift aus dem Wanderbuch der Ober-Polizei des Kantons Aargau

Zwei.

Wanderbuch und Reisepass

für
Salesius Zumsteg
von *Büren, Gemeinde Gansingen*,
von Profession *Maurer*
alt *dreißig zwei Jahre*,
hoch *fünf Fuß 5 1/2 Zoll* schweiz. Maß. Hat
Haare *braun*, Stirne *nieder, gefaltet*
Augen *gräulich*, Nase *klein*,
Mund *gewöhnlich*, Zähne *vollkommen*,
Bart *braun*, Kinn *oval*,
Gesicht *schmal*, Besondere Zeichen: *keine*

Unterschrift des Besitzers:

Salesius Zumsteg

Abschrift:

Wanderbuch und Reisepass für

Salesius Zumsteg
von *Büren, Gemeinde Gansingen*,
von Profession *Maurer*
alt *dreißig zwei Jahre*,
hoch *fünf Fuß 5 1/2 Zoll* schweiz. Maß. Hat
Haare *braun*, Stirne *nieder, gefaltet*,
Augen *gräulich*, Nase *klein*,
Mund *gewöhnlichen*, Zähne *vollkommen*,
Bart *braun*, Kinn *oval*,
Gesicht *schmal*, Besondere Zeichen: *keine*.

Unterschrift des Besitzers:

Salesius Zumsteg

Schmiede begannen, uns auszulachen, weil wir bei einem so jämmerlichen Krauterer untergekrochen waren, hielt es uns nicht länger. Ich beauftragte den Bayer, Berliner und Stänz, die wir bei der Ankunft in der Dachkammer abgelegt hatten, aus dem Fenster zu werfen, und in aller Eile zogen wir von dannen, ohne uns Zeit zu nehmen, der Meisterin für das gute Abendbrot «Vergelt's Gott!» zu sagen.

Diesmal nahmen wir *Kurs auf Basel*. Ich fand es dabei ratsam, mich von meinem Freund Bächler im Fechten unterrichten zu lassen, denn er verstand sich auf dieses Metier wie kein Zweiter. Wenn wir durch ein Dorf zogen, bearbeitete er die links der Strasse gelegenen Häuser, ich die auf der rechten Seite. Mein Freund verdiente sich dabei jedesmal 3 bis 4 Franken; bei mir ging es gut, wenn ich es auf einen halben Franken brachte. Die verwahrloste Kleidung kam Bächler dabei sehr zugute. Als ich nach seiner Ansicht nicht genügend Fortschritte machte, blieb es nicht mehr bei den Ratschlägen. Er nahm mich schliesslich mit sich, und schon bald ging es besser.

Aber auch für den Bayer kam manchmal eine schlechte Zeit. Er riss sich dann die Schuhe vorne noch weiter auf, so dass sie Entenschnäbel gleichsahen. Dadurch hat dann sein Gewerbe immer wieder die alte Zugkraft erhalten. Wenn man Bächler ein paar alte Schuhe geschenkt hatte, wurden dieselben in der nächsten Herberge zu Geld gemacht oder verschenkt. Bächler war mit ganzen Schuhen einfach undenkbar.

In *Hitzkirch* lud uns eine Meistersfrau zum Vesper ein, bei dem wir dem Speck und Most besonders zusprachen. Als sie den Meister holen wollte, ihn aber nicht sogleich fand, nahmen wir Reissaus, ich voran, wobei ich mit meinem Schädel

gegen das Kamin rannte, das voller Speckstücke hing. Als wir am Dorfende angekommen waren, zog mein Kamerad ein grosses Stück Speck, das er bei der Meisterin gestohlen hatte, aus dem Kittel. Zuerst weigerte ich mich, mit ihm weiterzuwandern. Wir kamen dann schliesslich überein, in einem nahen Heuschober zu übernachten und den Speck dort miteinander zu vertilgen, um das gestohlene Gut nicht mittragen zu müssen.

An einem Sonntagmorgen liefen wir vor den ersten Häusern des Städtchens *Bremgarten* einem Polizisten in die Hände. Trotzdem ich ihn auf die Gesetzwidrigkeit seines Vorgehens aufmerksam machte, verlangte er von uns die Reisepapiere als Ausweis. Als er diese sorgsam geprüft hatte, entliess er uns mit der Aufforderung, ja in keinem Hause des Städtchens zu betteln. Davon nahm mein Freund jedoch keine Notiz. Schon war er wieder im ersten Haus drin. Der «Dschugger» kam in grösster Hast herbeigesprungen, um ihn festzunehmen. Mit grosser Seelenruhe eröffnete ihm aber Bächler, dass er nur habe fragen wollen, wieviel Uhr es sei.

Weniger gut als sonst wurden wir in *Aarau* und *Olten* gehalten. In der Wanderherberge gab es einmal eine so dünne, saure, fast ungeniessbare «Schnalle», dass alle 15 anwesenden Kunden Durchfall bekamen. Ein Licht war überhaupt nicht vorhanden. Wie es am nächsten Morgen in der nächsten Umgebung ausgesehen hat, ist unbeschreiblich. Aber auch die Handwerksmeister waren in der dortigen Gegend nicht für uns eingenommen. Als wir eines Tages nach Arbeit Umschau hielten, brüllte uns ein Meister an: «Do chömet die Strolche im Winter; aber im Summer will keiner schaffe! Machet jo, dass er fortchömed, ihr —.»

Da wir in *Basel* das Weihnachtsgeschenk nicht verpassen wollten, zogen wir eiligen Schrittes über den Hauenstein. Den Weihnachtsabend verbrachten wir in der Herberge zur Heimat. In dem sauber hergerichteten Saal herrschte Feststimmung. Zuerst reichte man uns Kunden ein gutes Nachtessen, dann sang ein Chor verschiedene Weihnachtslieder und zum Schluss hielt ein Geistlicher eine dem Auditorium entsprechende Ansprache. Beim Zubettgehen verteilte der Hausvater noch verschiedene Geschenke, in der Hauptsache Kleidungsstücke, die man dringend nötig hatte. Meinen Freund Bächler hatte man mit einem Paar Schuhe bedacht, ich erhielt ein Hemd und ein Paar wollene Socken.

Die Basler Effektenbörse hatte schon Ende der 90er Jahre einen kleinen Konkurrenten. Im «Roten Ochsen» in Basel trafen sich seinerzeit die Kunden, um die erhaltenen Gegenstände, für die sie keine Verwendung hatten, zu verkit-schen. Für ein paar Groschen verhandelte dort Bächler die für ihn ungeeigneten guten Schuhe und schlug mit den alten, die ihm seinen hohen Verdienst gewährleisteten, den Weg nach dem nahen Schweizer Jura an. Lange Zeit hindurch hatten wir Tauwetter. Des Bayern Schuhe quietschten andauernd. Vom frühen Morgen bis in die Abendstunden hinein stand er im Schneewasser allein deshalb, weil er sein Geschäft nicht vernachlässigen wollte.

In *Lauffen* wurde uns mit drei andern der Pulverturm als Nachtquartier angewiesen. Da wir kein Holz finden konnten, um bei der grimmigen Kälte Feuer zu machen, zogen alle fünf auf Raub und Bettel aus. Das zusammengehamsterte Holz konnten wir nicht alles verwenden, und auch die eroberten Fresswaren

haben uns eine Zeitlang Nahrungssorgen enthoben.

An Silvester langten wir in *Biel* an. Schon in der Frühe des Neujahrmorgens zogen wir weiter, der Bundeshauptstadt entgegen. Um diese Zeit blühte unser Geschäft wie nie zuvor. Bis nach Münchenbuchsee hatten wir schon zwanzig Franken zusammengebettelt, so dass sich der Bayer sogar entschloss, ein paar bessere Schuhe anzuziehen, die man ihm inzwischen geschenkt hatte. In einem schönen Gasthof Münchenbuchsees wollten wir umsonst übernachten. Die Knechte, die wir um Gewährung der Unterkunft in der Scheune frugen, verwiesen uns in die Gaststube. Nach Handwerksburschenbrauch setzten wir uns links hinter die Türe und fragten dann nach billigen Betten und einem billigen Nachtessen. Inzwischen waren einige behäbige Bauern, die den grossen runden Tisch mit der Fülle ihrer Bäuche gänzlich umgrenzten, auf uns aufmerksam geworden. Teilnahmsvoll erkundigten sie sich nach unserem Woher und Wohin. Der Bayer berichtete sogleich, dass er vom schönen München komme, fügte aber fürsorglich zu, dass wir beide schweren Kohldampf hätten. Seine Worte: «Wir hom e ganze Woche nix Wormes mehr gessen» verfehlten ihre Wirkung nicht. Bald sassen wir mit Wohlgefühlen am saubergedeckten Tisch bei Bratwürsten und «Rösti». Selbst der Wein blieb nicht vergessen. Als wir schon nach kurzer Zeit zu Ende waren, frug uns ein altes Bäuerlein, ohne die Tabakspfeife aus dem Mund zu nehmen, ob wir immer noch Hunger hätten. Wir bejahten dies solange, bis das Nachtessen eine viermalige Neuauflage erfahren hatte. Was im Magen nicht mehr Platz hatte, verschwand unter dem Gaudium der anwesenden Bauern in den Hosentaschen, bis

auch diese schliesslich mit Bratwürsten und Rösti vollgefüllt waren. Nachdem wir den Spendern so genügend bewiesen hatten, was ein ausgehungertes Magen eines Handwerksburschen zu leisten vermag, bedankten wir uns schön und gingen schlafen. Und was uns am meisten Spass machte: Wir mussten am anderen Morgen keinen Rappen bezahlen.

Wenig später kamen wir in der *Bundeshauptstadt Bern* an. Bei einem unserer üblichen Spaziergänge hiess ich den Bayer, bei einem Polizisten nach der «Ochsenscheune» zu fragen. Ohne ein Bedenken schickte sich Bächler an, meinen Wunsch zu erfüllen. Ich machte mich jedoch eiligst aus dem Staube. «Du Batzi, du damischer, ganz damischer Haderlump, was host du mir angb'n, a Watschen hot der mer ins Zifferblatt geb'n, dass es mer ganz g'spassig worn is.» Mit diesen Worten empfing mich Bächler, als er mich zwei Stunden später irgendwo in den «Lauben» wieder antraf. Da wir in Bern über genügend Geldmittel verfügten, machten wir uns ein paar schöne Tage. Der Stadtteil «Marzili» und das Nydeckquartier mit dem nahen Bärengraben bildeten für uns die grössten Anziehungspunkte. Aber auch die übrigen Teile dieser auf der von der Krümmungen der Aare gebildeten Halbinsel malerisch gelegenen Stadt fanden unsere Bewunderung und Anerkennung.

Nach wenigen Tagen ging es dann wieder weiter. Mein Reiseziel war Paris. Ausser dem Bayer, dem es ganz gleichgültig war, wohin er zog, gesellte sich noch ein Lothringer, der ein gutes Französisch sprach und selbst schon in Paris war, zu mir. Mit seinem Vorschlag, zuerst Lyon und Marseille zu besuchen, weil man im Winter in Paris keine Arbeit erhalten könne, waren wir ohne weiteres einverstanden. Was bedeuten denn für einen

Kunden, dem es an der Zeit nicht mangelt, solch kleine Umwege? Im ersten Dorf jenseits der deutschen Sprachgrenze rannten uns die kleinen Buben nach und riefen immerfort: «Un grand chapeau, un grand chapeau!» Der «Obmann» des Bayern schien ungeheuer gross; zugegeben, dass ein Hut mit 52 cm Durchmesser auch für damalige Verhältnisse eine Ausnahme war.

Gegen Mittag des zweiten Tages kamen wir nach *Freiburg*. Die grosse, von dem Franzosen Chaley 1832–34 erbaute Hängebrücke fand unser besonderes Interesse. Aber auch das romantische Städtchen selbst mit seinen Hügelgässchen, seinen alten Türmen und Mauerzinnen und seinen vielen Kirchen und Klöstern gefiel uns ausnehmend.

Als wir nach erfolgter Besichtigung auf einer niederen Mauer am Bahnhof unsere Landkarte ausgebreitet hatten, um den Weg nach Lausanne zu studieren, stand plötzlich ein Gendarm vor uns. Er interessierte sich für unsere Papiere, orientierte sich über unser Reiseziel und erkundigte sich in erster Linie nach unserem Reisegeld. Der Lothringer zeigte ihm drei Franken, ich deren sieben und der Bayer einen halben. Dann riet der Hüter des Gesetzes meinen beiden Kameraden, mit dem Zug über die waadtländische Grenze zu fahren, da es sonst für Kunden äusserst schwierig sei, hinüberzukommen. Ich als Schweizer hätte keine Schwierigkeiten zu erwarten, ich könne ruhig zu Fuss weiterziehen. Wie wäre ich damals auch gern Ausländer gewesen! Ich trennte mich schliesslich von meinen Kumpanen, nachdem wir verabredet hatten, uns in Lausanne wieder zu treffen. Im Eilmarsch zog ich davon. Als ich um 1 Uhr durch ein Dorf kam, in dem Verpflegung erfolgen sollte, rief mich der Dschugger zu sich, fragte

nach Reisegeld und sagte fortwährend «Hotel Suppe, Hotel Suppe», nachdem ich ihm vier Franken gezeigt hatte. Ohne Geld hätte man mich sicherlich mit dem Schub in die deutsche Zone zurückbefördert, so ist es Praxis bei den Welschen.

Nach anbrechender Dunkelheit kam ich in die Gegend von *Romont*. Die wunderschöne Silhouette des auf hohem Hügel gelegenen, von Mauern und Türmen eingefassten Städtchens, die sich mir beim Mondschein zeigte, habe ich nie vergessen können. Lange stand ich vor diesem Landschaftswunder wie vom Zauber gebannt. Als ich mir noch spät das Nachessen betteln wollte, nahm mich ein Knecht mit in den Stall, gab mir reichlich Milch und Brot und einen Bund Stroh als Kopfkissen. Da grimmige Kälte herrschte, war ich froh, statt in der Scheune im Stall schlafen zu dürfen. In aller Frühe wurde ich geweckt und mit frischer Milch solange traktiert, bis ich fast nicht mehr laufen konnte. Ohne dass der Bauer mich sah, zog ich von dannen.

Zum Fechten nahm ich mir keine Zeit mehr, denn andern Tags wollte ich noch nach Lausanne kommen. Dabei war es sehr schlecht zu laufen, weil es viel Schnee hatte. Unterwegs, an einer Stelle, an der die Strasse tief in die Felsen eingeschnitten war, traf ich auf ein kleines Männlein. Als ich näher kam, machte es mich mit allerlei Gebärden auf zwei Füchse aufmerksam, die oberhalb der Strasse im Gebüsch lauerten. Ich verstand den Wunsch des Kleinen und warf mit Schnee nach den Tieren; Zähne fletschend blieben sie stehen. Als ich sie auch mit einem schweren Stock nicht verjagen konnte, zogen wir es schliesslich vor, die Strasse ein Stück weit zu umgehen.

Hungernd und todmüde kam ich spät-abends nach *Lausanne*. Im «Hôtel du

Mouton», so hiess dort die Herberge, fragte ich nach meinen Kollegen. Zwei Tage lang wartete ich auf sie, aber vergebens. Wie ich später erfuhr, sind meine Reisegefährten schon in Freiburg auf den Schub gekommen. Wir waren von jenem verfluchten Dschugger angekohlt worden. Allein wollte ich im Winter nun nicht mehr weiterziehen. Ich blieb in Lausanne, suchte dort Arbeit und fand sie.

Drei Tage nach meiner Einstellung kam ein ganz junger Kerl, um nach Arbeit Umschau zu halten. Als er mich auf Französisch nach dem Meister fragte, erklärte ich ihm, er solle ruhig deutsch reden, er sei ja doch einer. Da auch er eingestellt wurde, nahm ich ihn dann auf mein Zimmer, und schon bald waren wir gute Freunde geworden. Selten bin ich so sparsam gewesen, wie in der damaligen Zeit. Wir wollten bis zum Frühjahr ein ansehnliches Reisegeld zusammenbringen. Vielmals zog es mich nach der Herberge, wo ich nach meinen früheren Kameraden Umschau hielt und das interessante Gebahren der vielen Kunden beobachtete. Lausanne war zu damaliger Zeit eine ebenso grosse Durchgangsstation wie Basel. Unter den vielen Durchreisenden befanden sich nach und nach alle jene Kollegen, mit denen ich in Alpnachstad gearbeitet hatte. Für jeden von ihnen musste ich einen «Obolus» abladen, denn ein ungeschriebenes Gesetz verpflichtet denjenigen Handwerksburschen, der Arbeit hat, einen Zehrpennig an jene abzutreten, die sich auf der Reise befinden.

Sechs Wochen haben wir in Lausanne gearbeitet. In unseren Freistunden waren wir in der herrlichen Umgebung und jeder Sonntagabend fand uns immer wieder auf dem berühmten «Signal», von dem aus wir die herrliche Alpenkette

vom Mont Blanc bis zu den Berner Alpen nie genug bewundern konnten.

Als es nach sechs Wochen immer noch grimmig kalt war und noch ausserordentlich viel Schnee hatte, erklärte mir der Meister, dass ich aussetzen müsse, bis das Wetter besser sei. Da ich hierzu keine Lust hatte, liess ich mich auszahlen. Mein Freund, der, weil er in der Werkstatt arbeitete, weiterbeschäftigt worden wäre, wünschte, mit mir nach Paris zu gehen. Da er, obwohl er den ganzen Sommer über an einem Platz gearbeitet hatte, über keine Ersparnisse verfügte, knüpfte er an seine endgültige Zusage, mit mir zu kommen, die Bedingung, dass über das vorhandene Geld gemeinsam verfügt werden müsse. Richtige Handwerksburschen waren wir eben damals noch nicht, denn bei ihnen ist es ganz selbstverständlich, dass sämtliches vorhandenes Geld nach gleichen Teilen verteilt wird, ohne dass es einer vorhergehenden Abmachung hierzu bedarf.

Als wir von Lausanne Ende Februar fortzogen, regnete es in Strömen. Unser Weg führte über *Yverdon* und *St-Croix*. An der gleichen Stelle, die Bourbaki 1871 mit seiner Armee zum Übertritt auf schweizerisches Gebiet ausgewählt hatte, verliessen wir den schweizerischen Boden. Wir übernachteten erstmals im nahen *Montbéliard*. Bei *Besançon* überschritten wir zum zweitenmal den Doubs, der von seinem grossen Bogen nach der Burgundischen Pforte mit mehr Wasser sich nach Süden zurückwendet. In grossen Märschen ging es dann längs der Côte d'Or dem Plateau de Langre zu. Die Champagne mit ihrem Lehmboden hinderte unser Marschtempo nicht, da der Winter noch in voller Geltung stand. Schon nach kurzer Zeit standen wir etwa 60 km vor Paris. Auch jetzt war der Winter noch sehr streng

und keinerlei Aussicht, in Paris Arbeit zu finden. So beschlossen wir, unser Heil im Elsass zu versuchen.

In Frankreich war zu meiner Zeit noch gut zu reisen. Zu essen gab es immer überaus reichlich. In Frankreich sind Handwerksburschen überhaupt grosse Seltenheiten gewesen, da der Franzose auf Grund seiner Eigenart kaum auf Wanderschaft zog. Traf man unterwegs einmal einen Kunden, dann war es sicher ein alter Vagabund, dem das Wandern zur Lebensaufgabe geworden war. Er trug dann meist ein altes, verbeultes Kochgeschirr auf dem Rücken und kochte sich nach Zigeunerart alles das, was er beim Bettel geschenkt bekam.

Die Gasthöfe in den französischen Landorten hatten keine Zimmer für Fremde. So kam es vor, dass wir die Zimmer mit Söhnen und Knechten des Hauses teilen mussten. Wir wussten auch dies trefflich für uns zu nützen. Einmal haben wir uns mit Äpfeln vollgestopft, die unter unserem Bett in einer grossen Kiste aufbewahrt worden waren, ein andermal waren es Eier, die unsere knurrenden Mägen zur Ruhe brachten.

Ein Handwerksbursche bringt im Tag durchschnittlich 30, höchstens 40 Kilometer hinter sich; wir machten dagegen in Frankreich täglich 50 bis 70 km. Kein Wunder, dass wir nach nicht allzulanger Zeit vor den Toren *Belforts* standen. Über Mittag besuchten wir dort ein grosses Restaurant, das zahlreiche Eisenbahner bewirtete. Als wir für 10 Sous zu essen verlangten, erklärte uns der Wirt, dass das Essen mindestens 15 Sous koste. Zufällig hatten dies die anwesenden Eisenbahner gehört. Sie bestellten uns ein gutes Mittagessen und einen Liter Rotwein. Obwohl das Essen eigentlich für vier Mann ausgereicht hätte, blieb zum Schluss nichts mehr übrig. Solche

Gelegenheiten kehren für den Handwerksburschen doch zu selten wieder, als dass er sie nicht ausnützen sollte. Die Eisenbahner haben das Essen schliesslich doch nicht bezahlt. Der Wirt hat es ihnen nachträglich geschenkt.

Wir waren schon in dem Restaurant von einem wenig Vertrauen erweckenden Individuum beobachtet worden. Nachdem der Mann uns die ganze Stadt hindurch gefolgt war, lud er uns schliesslich zu einem Glas Wein ein. Bald merkten wir aus seinem Gespräch, dass es sich um einen Agenten handelte, der für die französische Fremdenlegion tätig war. Mit vielversprechenden Worten und ein paar erbärmlichen Napoleons wollte er uns für seine Sache gewinnen; er war jedoch diesmal an die Falschen geraten.

Dieses Erlebnis gab uns aber Veranlassung, das französische Gebiet um Belfort baldigst zu verlassen. Wir zogen gegen *Altkirch*, stellten jedoch vier Stunden später fest, dass wir fehlgegangen waren und uns immer noch in der gefährlichen Militärzone Belforts befanden. Ein Bauer zeigte uns schliesslich unseren Weg, und wir waren froh, als wir die deutschen Grenzer in der Ferne auf uns zukommen sahen.

Am Fastnachtsonntagabend kamen wir nach *Mülhausen*. Einen solchen Trübel, wie er dort vorherrschte, kannten wir nicht einmal vom Hörensagen. Auf den Strassen lag Konfetti in solchen Mengen, dass die Strassenbahn manchenorts kaum noch fahren konnte. Für unseren Bettel war dieser Zeitpunkt über alle Massen günstig. In ganz kurzer Zeit waren unsere Taschen voll Wurst und Brot. Eine der als gefährlich bekannten «Pickelhauben» hatte uns jedoch bei unserer Arbeit entdeckt und wollte sich unser annehmen. Doch wir hatten ent-

sprechend unserer Körpergrösse die längeren Beine und entkamen.

Die Herberge zur Heimat, die wir erst später aufsuchten, gefiel uns sehr. Sie war überhaupt die schönste von allen, die uns bisher aufgenommen hatten. Am andern Morgen machten wir dem Vorstand des Schweizervereins einen Besuch. Mein Freund bediente sich dabei seines Lehrlingsausweises aus Zürich als Ausweis. Da im Zeugnis seine Tiroler Staatsangehörigkeit verzeichnet stand, wurde er kurzerhand abgewiesen. Ich dagegen bin mit einer kleinen Gabe beschenkt worden.

Ein paar Tage später hatten wir bei einem Müller, der den Namen «Schwobenmüller» mit wenig Stolz trug, Arbeit gefunden. Das Wetter war jedoch so schlecht, dass wir Tag für Tag bis auf die Haut durchnässt wurden, um so mehr, als wir kaum einigermaßen wetterfeste Kleider auf dem Leib trugen. Dass mein Freund beim Antritt der Reise keinen «Berliner» mitgenommen hatte, rächte sich jetzt sehr. Verdient haben wir nicht viel, weil wir nur selten den ganzen Tag hindurch arbeiten konnten. Wir wollten uns deshalb auszahlen lassen und bekamen bei dieser Gelegenheit mit dem Meister ordentlich Krach, da er mit unserer Absicht nicht einverstanden war. Es kam schliesslich soweit, dass uns Müller seinen Hund nachhetzte. Wir verabreichten ihm jedoch eine ordentliche Tracht Prügel, die wir allerdings noch lieber dem Meister selbst erteilt hätten, und liefen dann zum Kadi.

Da wir noch nicht volljährig waren, wurden wir an die Präfektur, zum Jugendgerichtshof, verwiesen, wo man uns ein Schreiben aushändigte, das den Meister zur sofortigen Lohnauszahlung verpflichtete, weil wir noch keine 14 Tage in seinem Sold gestanden hatten. Wir

bekamen jedoch das Geld noch lange nicht. Müller brüllte uns erneut an, als wir wieder auf seinen Hof kamen. Die in den umherliegenden Mietskasernen wohnenden Weiber nahmen jedoch für uns Partei, indem sie fortwährend herüberschrien: «Haut ihn, gönd ihm, schlönd ihn tot, den non de Dieu-Schwob». Wie wir später hörten, waren ähnliche Szenen wie mit uns bei Müller nicht selten, und die Frauen darüber verärgert. Ihre Unterstützung stärkte indessen unseren Mut nicht wenig. Wir ergriffen Prügel und trieben unter dem höllischen Gelächter und Triumphgeschrei unserer Verbündeten den Müller ins Haus. Anderntags konnten wir dann unseren Lohn auf der Präfektur in Empfang nehmen.

Bei einem unserer üblichen Spaziergänge durch die Strassen der Stadt kamen wir zufällig auch vor das Gerichtsgebäude, das von einer grossen Menschenmenge umlagert war. Es fand gerade eine Schwurgerichtssitzung gegen einen Mörder statt. Ein Wachtmeister trieb fortwährend die Weiber, die auch hier dominierten, zurück, indem er erklärte, dass die Sache doch für sie nichts sei. Als er jedoch uns ansichtig wurde, rief er uns zu sich und wies uns in den schon vollbesetzten Saal, angeblich damit wir sehen mögen, was hier vorgehe und damit wir daraus unsere Lehren ziehen könnten. Der arme Kerl wurde auch tatsächlich durch das Schwurgericht zum Tod durch das Fallbeil verurteilt. In diesem Fall hätte mir das Gerüsten, meine sonstige Lieblingsbeschäftigung, keine Freude gemacht. Ich möchte nie mehr im Leben in einem solchen Fall Augen- und Ohrenzeuge sein.

Noch am gleichen Tag bekamen wir in einem grossen Zimmergeschäft Arbeit.

Der Geschäftsführer hatte Freude an uns und wir an seiner schönen Arbeit. Da wir ausserdem noch eine schöne Wohnung gefunden hatten, war uns das Wandern, wenn auch nur für kurze Zeit, aus dem Sinn gekommen. Die alten Leute, die uns beherbergten, echte Elsässer seit Adam und Eva, hatten sechs Söhne, die alle gleich uns in fremden Landen weilten. Man behandelte uns deshalb genau so gut, wie man es den eigenen Kindern in der Ferne wünschen konnte. Die Frau, der wir immer Mutter sagen mussten, liess sich von ihrem Mann, um uns besser in der Frühe wecken zu können, einen langen Holzhammer anfertigen, mit dem sie vom Bett aus, leider nur immer viel zu früh, uns morgens zur Arbeit klopfte. Auch sonst hielt uns die liebe Frau in strenger Zucht. Werktags mussten wir um halb neun Uhr, Sonntags mindestens um zehn Uhr zu Hause sein. Wenn wir dann kamen, hatte sie uns immer noch einen Leckerbissen bereitgestellt, so dass die Einhaltung der strengen Bedingung uns nicht sonderlich schwerfiel. Am Zahltag nahm sie unseren ganzen Lohn in Gewahrsam, da es doch nichts sei, wenn «Büebe», wie sie uns nannte, soviel Geld in der Tasche hätten.

Unsere Kostgeberin war dagegen eine echte Unterwaldnerin, die, obwohl sie Zigarren, Zigaretten und sogar die Pfeife wie ein Schlot rauchte, uns stets ein ausgezeichnetes Essen auf den Tisch brachte.

Nach einiger Zeit waren wir aber auch dieses schöne Leben überdrüssig. Die Welt, die nun wieder in ihrem Frühlingskleid neu erstand, war verheissungsvoller als die Sorge zweier alter Menschenkinder, die uns in den engen Mauern Mülhausens festhalten wollten. Das Babylon an der Seine war uns geradezu zum Idol geworden. Als wir

schliesslich dem Werkführer anfangs Juni die Arbeit aufkündigten, war er nicht gerade froh. Er sagte uns, dass wir den allerhöchsten Lohn hätten, der jungen Leuten überhaupt bezahlt würde, nämlich 36 Pfennig, und entliess uns erst, nachdem wir ihm versichert hatten, dass wir keineswegs wegen Lohngeschichten kündigen. Nachdem er von unserer Absicht, Paris aufzusuchen, gehört hatte, gab er sich nochmals alle Mühe, uns zurückzuhalten, da das Pariser Pflaster angeblich das untauglichste für unsere Art Leute sei. Auch diesmal blieben wir bei unserem Plan, nahmen aber noch die freiwillige Zusage des Werkführers entgegen, wonach er uns bei etwaiger Rückkunft jederzeit wieder einstellen werde.

Am Bahnhof Mülhausen wechselten wir unser Geld in französisches um. Nach Lösen der Billette hatten wir noch die respektable Summe von 150 Franken übrig, trotz der neuen Kleider, die wir uns inzwischen angeschafft hatten. Das bedeutete bei dem damaligen Lohn eine grosse Leistung, die in der Schweiz bei noch besserer Bezahlung nicht möglich gewesen wäre. Wir waren allerdings daran nicht selbst schuld. Die alte Elsässerin hatte uns zwangsweise mit der Tugend der Sparsamkeit bekanntgemacht.

Nach einer schier endlosen Eisenbahnfahrt kamen wir abends um neun Uhr auf dem «Gare de l'Est» in *Paris* an. Von dem regen Leben und Treiben dieser Weltstadt hatten wir uns längst nicht die richtige Vorstellung gemacht. Trotz unserer grossen Müdigkeit riss es uns noch am gleichen Abend in den Grossstadttrubel hinein. Über den grossen Boulevard Saint Michel zogen wir hinunter nach dem Seineufer, wo noch ein paar nimmermüde Büchertrödler die Spaziergänger mit ihren alten Schmökern belä-

stigten. Dann standen wir lange voll Bewunderung vor der majestätischen «Notre Dame», liefen noch in die City hinein bis zu den «Halles», jenen schier endlosen Markthallen inmitten der Stadt, und wir wären noch lange herumgezogen, wenn nicht die düsteren Seitengassen der Stadt uns an die bereits vorgeschrittene Stunde erinnert hätten. Während wir nun nach einem geeigneten Nachtquartier Umschau hielten, sprach uns ein kleiner Franzose, der uns schon einige Zeit gefolgt war, auf französisch, deutsch und italienisch an, ohne dass wir ihm Beachtung geschenkt hätten. Erst als er wieder auf deutsch sich uns anbot, für ein geeignetes und dabei billiges Hotel zu sorgen, nahmen wir seine Dienste an. Er erkundigte sich bei uns, ob wir Württemberger seien und Interesse daran hätten, über Le Havre nach Amerika auszuwandern. Als wir beides verneinten, liess er sich von jedem 20 Sous bezahlen und verschwand, nicht ohne uns vorher noch den Rat zu erteilen, ja nicht unbekannt in Paris unterzutau-chen. In dem uns angewiesenen Hotel waren wir einigermaßen gut aufgehoben.

Am anderen Morgen zogen wir ziellos durch die grosse Stadt. Längs der Seine kamen wir nach dem mächtigen Justizpalast, sprachen darüber, wie man den einsamen «St-Jacques» wohl am besten einrüsten könne, kamen schliesslich zu den Tuileries, bewunderten den herrlich gelegenen «Place de la Concorde», bis wir schliesslich vor dem berühmten Eiffelturm die Köpfe in die Höhe reckten. Da es ausserordentlich heiss war, hatten wir unterwegs verschiedene Kneipen besucht und die Stimmung war schliesslich so gut, dass wir beim Absingen lustiger Schweizerlieder von Schutzleuten festgenommen wurden, die uns ernstlich

verwarnten und dann wieder rennen liessen. Um unser Hotel wieder zu finden, mussten wir die Schutzleute dann nochmals in Anspruch nehmen. Der zuerst angegangene Polizist begleitete uns soweit, bis er uns den nächsten Kollegen zeigte, dieser hielt es genau so und so ging es weiter, bis wir glücklich wieder bei unserem Hotel angekommen waren. Auf diese Art und Weise kommt man in Paris genau so gut oder noch besser ans Ziel als etwa in Basel oder Bern.

In den ersten Tagen konnten wir in Paris überhaupt keine Arbeit bekommen. Wir besuchten mit Vorliebe die Schweizerlokale, allerdings nur solange, bis wir die recht ungünstige Einwirkung auf unsere restlichen Moneten deutlich genug erkannten. Auch geht man schliesslich nicht ins Ausland, um dort seine eigenen Landsleute kennen zu lernen. Dann gaben wir uns mehr Mühe Arbeit zu erhalten. Trotzdem die Vorbereitungen für die berühmte Pariser Weltausstellung schon begannen, hatten wir allerhand Mühe, irgendwo unterzukommen. Eine halbe Stunde vor dem eigentlichen Arbeitsbeginn musste man sich vor dem Hoftor der Betriebe einfinden und so lange warten, bis ein Angestellter kam und die Leute, die benötigt wurden, ausuchte. Oft genug erfolgte die Einstellung nur für einen einzigen Tag. Kam man beim ersten Betrieb nicht an, dann galt es, an ein anderes Tor zu springen und von neuem das Glück zu versuchen. Tagsüber konnte man nur «Krüppelschützen», das sind Leute, die nur ganz kleine Betriebe haben, aufsuchen. Wie ungünstig die Arbeitsverhältnisse schon damals in Paris waren, erhellt die Tatsache, dass sich 1897 bereits über 20 000 Arbeitssuchende in Paris aufhielten. Nach etwa einer Woche hatten jedoch mein Freund und ich etwas mehr Glück. Wir fanden

oft für drei bis vier, später auch für zehn Tage Beschäftigung.

Kurze Zeit nach unserer Ankunft in Paris wurde der berühmte «Arc de Triomphe» renoviert. Man war jetzt gerade am Abrüsten. Fürs Leben gern hätte ich hier meine Fertigkeit zeigen wollen. Doch als wir uns um diese Arbeit bemühten, gab man uns zu verstehen, dass es von Ausländern unverschämt sei, um Arbeit an einem solchen Nationaldenkmal anzuhalten. Diese Arbeit bleibe nur Pariser Zimmerleuten vorbehalten. Als gute Akrobaten durften wir jedoch damals am Abbruch der grossen Maschinenhalle, die für die Weltausstellung 1887 gebaut worden war, mitwirken. Dadurch war uns einigermaßen Ersatz geboten.

Wir waren während unseres Pariser Aufenthalts doch verhältnismässig wenig beschäftigt, so dass es nicht wundernehmen konnte, wenn unsere Moneten immer seltener wurden. Andererseits hatten wir auch bald herausgefunden, dass man in Paris sehr billig leben kann. In den «Halles» konnte man schon für vier Sous eine mächtige Schüssel Suppe bekommen, die ausserdem ein grosses Stück Fleisch enthielt. Den Löffel musste man allerdings selbst mitbringen und sich mit einer Kiste als Sitzgelegenheit zufrieden geben. Es gab auch eine Menge Gasthäuser, in denen man für 12 Sous ein gutes Mittagessen und für 30 Sous ein Bett erstehen konnte. In gewissen Metzgereien gab es für vier Sous ein grosses Stück ausgekochtes, trockenes Rindfleisch. Auf den Bauplätzen erhielt man für sechs Sous einen Liter Bier, das wir jedoch nicht vertragen konnten. Als ich einmal vor einem der oben erwähnten Metzgerläden voller Sehnsucht stand, war ein Metzgerbursche mit dem Aufhängen seiner Würste beschäftigt. Er

kam auf mich zu, frug mich auf gut schweizerdeutsch, ob mir seine Würste denn gefielen und gab mir alsdann zwei, worauf er schnellstens verschwand.

Der *Eiffelturm*, damals die grösste Sehenswürdigkeit von Paris, ist ein Wunderwerk der Pariser Zimmereikunst, denn in Frankreich gehörte zu meiner Zeit auch die Eisenkonstruktion zum Tätigkeitsbereich der Zimmerleute. Die Franzosen sind sogar sehr stolz auf diese Art der Betätigung gewesen. Auch erhielt der «charpentier à fer» drei bis vier Sous mehr als die Kollegen, die auf Holz arbeiten. Vielfach waren die Konstruktionen auch kombiniert. Der Lohn war in Paris nicht besonders hoch. Während man dazumal den Einheimischen einen Franken bis 1.10 zahlte, mussten wir uns mit 80 bis 90 Centimes zufriedengeben.

In schlechten Zeiten, die auch wir in Paris kennengelernt haben, bediente man sich dort der Obdachlosenasyale, die es damals schon gab. Im Asyl erster Ordnung gab man zuerst seine Schriftstücke ab. Dafür erhielt man ein Kettchen mit einer Messingnummer um den Hals gehängt. Dann nahm man sich den an der Wand aufgehängten Sack, der die gleiche Nummer trug und fand schliesslich in einem der grossen Schlafsäle eine lange Pritsche mit der gleichen Nummer. Doch sehr schnell kam man noch nicht zum Schlafen. Denn zuerst wurden die Kleider in den obenerwähnten Sack verstaubt. Im Adamskostüm mussten dann alle unter die Dusche, jeder wurde anschliessend auf seinen Gesundheitszustand untersucht; man erhielt Hose und Hemd, eine Kleinigkeit zum Nachtessen und konnte dann schlafen, wenn das Geräusch der Späterkommenden nicht zu sehr störte. Jede Nacht waren über 200 Menschen untergebracht, eine Vielzahl Nationen und Rassen, Leute jeglichen

Alters und der verschiedensten Herkunft waren vertreten, ein interessantes Menschengemisch und die allerbeste Lehrstube für den Psychologen. Anderntags fand man den Sack, der die Kleider enthielt und den man am Abend abgegeben hatte, am gleiche Nagel, nachdem er über Nacht im Desinfektionsraum gelegen hatte. Nach dem Morgenessen erhielt jeder einzelne Kunde eine für 6 Übernachtungen gültige Besuchskarte, die jeweils bei der täglichen Wiederankunft gelocht wurde.

Nach einer Unterbrechung von acht Tagen war man dazu berechtigt, die Asyle zweiter Rangordnung aufzusuchen. Die oben geschilderte Prozedur fiel in diesen Häusern in der Hauptsache weg; dafür musste man aber eine Kleinigkeit bezahlen.

Im Hochsommer schlief sich's am besten im Sand der Seine. Man wurde wenigstens nicht von den Wanzen geplagt, die in Paris seinerzeit sehr heimisch waren. Kam dann aber ein Regen, dann flüchtete alles unter die zahlreichen Brücken, wo es dann wie im Ameisenhaufen wimmelte.

Auch die Pariser Hafenstadt, von deren Existenz und deren Umfang nicht viele wissen, war öfters unser Ziel. Hundert Schleppkähne lagen in den vielverzweigten, teils überdachten Kanälen. Jedes Schiff barg eine primitive Wohnung für Menschen und Tiere. Hühner, Ziegen, Schweine, Affen und Hunde, ja sogar Esel und Pferde ergänzten sehr oft die übrige Schiffsbesatzung. Das Leben inmitten dieser zusammengewürfelten Menschengruppen war damals sehr interessant. Schmutz und Armut gaben diesem Milieu ein besonderes Gepräge.

Noch ärmer sah es in der sogenannten Bannmeile aus. In dieser Zone, die sich an die Innerstadt anschliesst und in deren

Bereich aus strategischen Gründen keinerlei feste Bauten erstellt werden dürfen, wohnten die Ärmsten der Armen in selbstgebauten Hütten aus Blech, Kistenbrettern und anderen nur erdenklichen Materialien, ohne Strassen, ohne Wasser und ohne jegliche Beleuchtung.

Während unseres Pariser Aufenthalts haben wir auch die Veranstaltungen der Schweizervereine regelmässig besucht. Rund fünf Franken haben wir damals, was zur Ehre unserer Landsleute gesagt sein soll, immer mit nach Hause genommen. Auf dem schweizerischen Konsulat war man dagegen anfänglich weniger liebenswürdig. Man machte mir dort die grössten Vorwürfe, weil ich mich nach Paris gewagt hatte, ohne die Sprache auch nur einigermaßen zu beherrschen. Nachdem ich das Angebot, mir eine Fahrkarte nach Basel unentgeltlich zu beschaffen, abgelehnt hatte, händigte man mir 10 Franken aus.